

Hänschenlein an der Front.

Von Hermann Heijermans.

Im Kreise der Enkelkinder, beim mäßig wärmenden Kamin, bewegte sie strahlend wie Jugendlichkeit den silberweißen Kopf. Mit purpurglühenden Lippen und Kinnspitzen wie reife Lotosblüten und Wangen leuchtend wie Mohnblumen im Sonnenlicht, nickten ihr die großäugigen Lauscher zu. Zuerst hatte sie ihnen von ihrem Bruder erzählt, der bei einem Kiewangangfall in fernem Kolonien das Leben verloren — dann von ihrem Vater, der — ach, wie lange war das nun schon her — unter Napoleon gefallen, und nun, weil die Kleinen so sehr darum gebeten, begann sie, während der Sturmwind wie ein böser Teufel das Häuschen umtoste und ihr mit seinem Brausen das Sprechen erschwerte — so besonders kräftig war ihre Stimme doch nicht mehr —, begann sie eine neue, wunderbare Erzählung.

„Kommt Dir auch der Schlaf noch nicht, Joseph? Und Du, Katharinen, wirst Du heute überhaupt nicht müde? Nein? Dann will ich Euch noch vom Hänschenlein erzählen — wie Hänschenlein aus der Stadt mit den hohen Schornsteinen hinausspazierte, um seinen Vater, der Soldat war, aufzusuchen...“

„War sein Vater denn weggegangen?“ fragte Liesing, das Restlücken, das ihr unablässig in die Rede fiel.

„Großmutter, sag' ihr aber jetzt, daß sie still sein soll!“ rief Annemarie, die sich über Liesings ewige Unterbrechungen ärgerte.

„Na, na, wir kommen schon noch hin,“ beschwichtigte die Großmutter, „und zum Fragen hat man doch den Mund. Nein, Kleinschön, weggelassen war er nicht, — es war ein Krieg ausgebrochen, ein gewaltiger Weltkrieg — so ein Krieg wie unter Napoleon, von dem ich Euch eben erzählte —, und weil der Vater von Hänschenlein mißkündigen wollte, hatte er, als Hänschenlein schlief, die Stadt mit den hohen Schornsteinen verlassen, und als das Büschchen nach wurde, war Vaters Bett leer.“

„Wo ist Vater?“ hatte es gefragt, gerade wie unser Kleinschön auch, das immer so viel wissen will, aber Hänschens Mutter sah da und weinte Tränen, Tränen so dick und groß, wie die Regentropfen draußen, und gab ihm keine Antwort. Sie hätte ihm aber auch gar keine Antwort geben können, weil der König des Landes mit den hohen Schornsteinen verboten hatte, zu sagen, wohin die Soldaten gegangen waren.

„Mutti, warum weinst Du?“ fragte Hänschenlein ganz unmutig — wenn sein Mutti weinte, bekam er auch gleich immer nasse Augen.

„Weil ich so bange bin,“ schluchzte die Mutter und faltete die Hände, so wie ihr das auch jeden Abend tut, und dann begann sie für ihren Mann, der Soldat war, zu beten.

„Warum bist Du denn so bange?“ fragte er noch einmal, aber so leise, daß sie es gar nicht hörte — und lauter wagte er nicht zu fragen, weil sie betete, und weil man jemand, der betet, nicht stören darf.“

Aber am Abend dieses Tages, als er in seinem Bettchen lag, erfuhr er doch, weshalb seine Mutter so bange war, denn in ihrer Angst und in dem Glauben, daß er schlief, betete sie lautlos und fragte den lieben Gott, ob er ihren Mann auch wiedergeben, und ob er ihn im Krieg nicht umkommen lassen würde. Und während sie schluchzend schlief: „Lieber Gott, wüßte ich doch nur, wo er sich aufhält, wo er geblieben ist,“ da schlug die Uhr gerade gruseligeweise zwölf — schlug so gruselig, daß Hänschenlein, genau wie auch unser Katharinen das manchmal macht, den Kopf unter die Decke steckte — dumm, nicht wahr, Kinder? — denn wenn man ein böses Gewissen hat, helfen tausend Deden nicht.

Und die Uhr schlug eins, und die Uhr schlug zwei, und die Uhr schlug drei — und Hänschenlein schlief noch immer nicht — die ganze lange Nacht lag er wach und dachte an die Worte seiner Mutter, wo sein Vater wohl geblieben sei, und warum ihm wohl sein lieber bester Vater nicht Bescheid gesagt hatte, als er weggegangen war. Das hatte sein Vater natürlich doch getan — das könnt ihr Euch doch wohl denken, nicht wahr? —, sein Vater hatte ihn, als er schlief, wohl zehnmal ganz leise geküßt, bange, daß er davon wach werden könnte und daß Hänschenlein dann weinen würde, und daß dem Vater dann selbst das Herz weich werden könnte — denn das habt ihr doch eben noch gehört, wenn ein Krieg ausbricht, kommt nicht jeder Soldat wieder heim...“

Als die Uhr wieder schlug — es war eine Aududsuhr, die bei jedem Schlag „Audud, Audud“ rief —, genau solch eine Aududsuhr, wie hier bei uns im Zimmer, Kinder, da stand Hänschenlein leise wie eine Kacke auf, kleidete sich ganz allein an und lief, gerade wie unser Kleinschön auch immer, auf den Boden an das Bett seines Muttiens und lauschte, ob sie auch nicht wach geworden sei — und

dann piepte er wie so'n kleines Mäuschen: „Nun mein' man nicht mehr, Mutti — ich werde Vater schon finden, und wenn ich ihn gefunden habe, dann bringe ich ihn Dir nach Haus, hörst Du?“

Seine Mutter aber — das ist ja selbstverständlich — die hörte ihn nicht, denn sonst würde sie zu ihm gesagt haben: „Hänsli, Du darfst jetzt nicht allein auf die Straße gehen, Dein Vater ist weit von hier in einem ganz anderen Land“ — sein Mutti aber schlief so fest, wie Du, Joseph, wenn Du morgens in die Schule mußt und nicht wach zu friegen bist.

Als Hänschenlein an der Uhr vorüberkam, sagte er noch: „Audud, nun mußt Du aber gut auf mein Mutti acht geben, nun, wo hier kein Mann mehr im Hause ist!“

„Audud!“ rief die Uhr, weil es gerade ein Viertel war.

„Danke schön!“ kuschelte Hänschenlein und schlich auf den Strümpfen in die Haustür. In der kleinen Straße war er erst sehr bange, denn Tommy, der große Hund der Nachbarn, von denen der Mann und der Sohn und auch noch ein Kesse mit Vater in den Krieg gezogen waren, kam ärgerlich kläffend auf ihn los, als ob er ihn beißen wollte, aber das forschte Büschchen sagte gleich: „Tommy, Du darfst mir nichts tun, denn ich suche Deinen Herrn auch, und wenn ich ihn gefunden habe, bringe ich ihn schnell mit, und dann kriegt Du seine letzte Knochen!“ Tommy webelte vor Vergnügen mit dem Schwanz und lief ein Stückchen mit, bis an den Wald, weiter wagte er sich aber nicht. „Leb' wohl,“ sagte Hänschenlein, und weil er nun, als der Hund zurückgetrotet war, niemand mehr hatte, mit dem er sprechen konnte, blühte er nach dem Mond, der immer hinter den Baumzweigen lachte, lachte, daß Hänschenlein kein Auge von seinem Mund mit den Zähnen abwenden mochte. So weit war das alles sehr ußig, nicht wahr? Es war aber nur erst der Anfang — eine dicke boshafte Wolke, die sich mit dem Mond herumzankte, begann jetzt nämlich stark zu jagen, und da ihr der Wind etwas nachhalf, lief sie schneller als der Mond, der immer hinter den Baumzweigen lachte und überholte ihn und machte den ganzen Wald dunkel.

„Au, au!“ rief Hänschenlein, weil er mit den Fingern in Brennholz gegriffen hatte. „Au, au!“ rief er abermals, als er über eine Baumwurzel strauchelte und ihm das Knie scheußlich weh davon tat. Er mußte sich sogar einen Augenblick deshalb setzen, aber weinen tat er nicht — nur abnorme kleine Zungen weinen, hörst Du das, Verliebte? — aber als er sich wieder erhob, hatte er den Weg vollständig verloren — es war noch dunkler um ihn herum, als in einem Zimmer, wenn die Kerle aus heruntergelassen sind und die Lampe ausgebreht ist. Aber still war es keineswegs im Wald, denn die Blätter an den Bäumen rumorten, wie hier heute Abend im Garten und die Enten, die mißgelaunt waren, kreischten und schrien, als ob sie miteinander kämpfen wollten.

„Lieber Mond, wo bist Du denn?“ fragte der tapfere Junge. „Aber der Mond hinter den Wolken machte den Mond nicht auf — und es blieb so dunkel, wie in unserem Keller, wo Speck und Gemüse aufbewahrt wird — da ist es doch dunkel, Kinder, was?“

Hänschenlein hatte eine Weile nieder und blühte vor sich hin und versuchte dann tastend seinen Marsch durch den Wald fortzusetzen. Es glühte ihm aber nicht. O, o, wie weh sich mein Mutti den unruhigen, dachte er, und wie schade doch, dachte er, daß ihr der Audud nicht erzählen kann, was ich tun will. Nun zum erstenmal verlor er den Mut. Und weil er sein Mutti so innig hatte beten hören, setzte er auch auf dem Boden nieder, faltete seine Händchen und sprach: „Lieber Gott über dem Mond und über den Wolken, sei doch, bitte, so freundlich und zeige mir den Weg zu meinem Vater — ich würde doch meiner Mutter und Nachbarn Tommy eine sehr große Freude damit machen. Hilf mir doch, lieber Gott!“

Als er die Augen wieder aufmachte — beim Beten schlief man doch die Augen, nicht wahr? —, erschraf er vor einer Frauengestalt in einem weißen Kleide, die Lichtlein in ihren Augen hatte, Lichtlein, als ob in ihrem Kopf eine kleine Lampe brenne. Die Frau bückte sich zu Hänschenlein herab und sprach mit genau so einer lieblichen Stimme wie sein Mutti, wenn sie ihn abends zu Bett brachte: „Ei, Hänschenlein, was tust Du denn abends so spät noch im Wald — das will doch Deine Mutter sicher nicht haben?“

„Ich suche meinen Vater, weil mein Mutti so meint,“ sagte der Junge. „Hilf mir doch, liebe Frau!“

„Das will ich gern tun, mein Büschchen,“ nickte die Frau; ich weiß, wo Dein Vater ist — aber er wird wohl nicht mit Dir nach Hause gehen dürfen, denn morgen muß er mit allen seinen Landsleuten gegen die Krieger aus dem anderen Land mit den noch höheren Schornsteinen kämpfen.“

„Wenn ich ihn erzähle, daß Mutter solchen Kummer hat,“ sprach das Büschchen vertrauensvoll, „dann geht er gleich mit mir, liebe Frau — denn mein Vater hat mich sehr lieb — und wenn sie ihn wüßten, müßte ich ja noch lange warten, ehe ich ihn wiedersehen könnte...“ (Schluß folgt.)

Kleines Feuilleton.

Lesing-Theater: „Ein Spiel vom Tod“

Dramatische Dichtung von Mechtild Lichnowski.

Daß die Direktion des Lesing-Theaters sich über das geradezu frappante dramatische, lyrische und gedankliche Defizit dieser Szenen getäuscht haben sollte, darf wohl als ausgeschlossen gelten. Es lag ein gut Stück Rücksichtslosigkeit gegen das Publikum darin, einem so ausgesprochen dilettantischen und nebenbeiherig langweiligen Versuche die Porten der Bühne zu erschließen. Bei alledem, ein Teil der Zuschauer brachte es unter dem höflichen Schweigen des anderen fertig, die einen in den Kreisen der aristokratischen Diplomatie wohlbelannten Namen tragende Verfasserin am Schluß des Stücker hervorzuheben.

Der Tod, der heute im Blüten des mörderischen Weltkrieges sinnlos, blinder, grausamer als je erscheint, tritt da in schwarzem Gehrod mit den sanften Neben, dem blaffen Anblick eines elegisch gestimmten Kesteten auf. Der große beruhigende Gedanke, daß sein Vernichteramt zugleich zahllosem schmerzlichen Leiden die Erlösung bringt, ja daß ein ewig im Zirkelkreis bewegtes Leben, aus dem es kein Entrinnen gäbe, unendlich fürchtbarer wäre als ein im Augenblicke noch so gefährdetes Ende, verflüchtigt sich zu einer Spielerei von sichtlich lächerlicher Unwahrscheinlichkeit. Die feierlich gehäufte Prosa, in der sich beispielweise Mutter und Tochter als „Mutterlein“ und „Tochterlein“ bezeichnen und jeder Satz auf Stelen geschrieben, macht die Falschheit des Grundtons vollends unerträglich. Das Tochterlein, das einen budigen Verlobten von höchstem Seelenadel verloren hat, ist ein Engel von Gemüt und in allen Treuen für den Dingenangegangenen auch andere mit ihrer Liebe zu beschützen gern bereit. Dann gibt es in dem Stück noch eine böse Dame, die den Liebesreichtum des Engels verflüchtigt (vermutlich soll sie die feine Welt und ihre lägherliche Konvention bedeuten), einen schmachthenden Verehrer dieser, einen Königssohn, der für den Engel glüht, und endlich einen vom Tod patronisierten in gewaltigen Worten schwelgenden jungen Künstler. Schließlich ist es so weit gekommen, daß der Tod das Mädchen geküßt und der Entseelten eine Leichenrede hält. Aber der Vorhang hebt sich unheimlich vor neuem. Im Morgengrauen auf der Brücke eines (von Kossowski sehr stimmungsvoll entworfenen) Proletarierviertels ergeht der Tod, wie Ahasver zu ewigem Wandern verdammt, sich in gemessenem Philosophieren, und spricht dazwischen mit einem Bettelweib, die — anscheinend für ihren Liebsten — Wit von ihm verlangt. Die Ueberlebenden: die trauernde Mutter und der übergeknappte inzwischen völlig wahrhaftig gewordene Anbieter der Weltbühne stellen sich, weiß Gott woher, noch einmal ein, um dann dem Tod das Feld zu einem Schlußworte zu räumen. Es ist „die Zeit der Groveltern“, vermerkt beschwichtigend der Theaterzettel.

Die Schauspieler mühten sich um die verlorene Sache redlich. Dina Losen repräsentierte eindrucksvoll und hohelichtvoll die trauernde Mutter. Eine in Anbetracht der spröden Aufgabe außerordentlich anerkannterwertige Leistung bot Theodor Loos in der Gestalt des Todes. Die völlig seltliche Haltung und das klugvolle dunkle Organ, das jedes unnütze Pathos miß, strahlten da manchmal auf die Worte eines Schimmer von Wärme und Gefühl zurück, der ihnen selber fehlte.

Notizen.

— Theaterchronik. Im Einverständnis mit dem Magistrat sollen auch in Schöneberg volkstümliche Aufführungen der „Kleinen Hauskomödien“ veranstaltet werden. Zunächst finden am Sonnabend (um 8 Uhr) und Sonntag (um 7 Uhr) zwei Volksabende in der Chamissohalle, Barbarossaplatz 5 statt.

— Kunstausf. der Stadt Charlottenburg. Die Stadt Charlottenburg hat auf der Ausstellung der freien Sektion drei Werke angekauft, darunter eine Frühlinglandschaft von Brockhusen und die Dronzebüste Ludwig Franks von Karl Ebbinghaus.

— Ein Mißstand, der nach Abhilfe schreit. In dem angesehenen Pariser Verlag Ceres ist jetzt eine von einem Herrn Gallery-Radot herausgegebene, dem Andenken Pius X. gewidmete „Anthologie der katholischen Poesie von François Villon bis zur Gegenwart“ erschienen. In der Einleitung zitiert der Herausgeber folgende Sätze seines Freundes Paul Claudel, des auch in den deutschen Literaturcafés vor dem August 1914 fleißig beweihräucherter dichtenden Verbrüders: „Wenn man Mabelais, Montaigne, Racine, Molière oder Victor Hugo liest, wie sollte man da vermuten, daß ein Gott für unser ewiges Heil am Kreuz gestorben ist? Diesem Mißstand muß abgeholfen werden!“

Der Gang der Salije.

Ein Roman aus dem modernen Aegypten.

Von Willi Seidel.

Der Bey sah noch immer im Pavillon. Ein fremdes Fieber, der Anhauch irgendeines kommenden unerhörten Geschehnisses traf ihn wie die Nähe eines unausdenkbaren Fatums, das von dem aufwachsenden Schatten genährt, irgendwo unermesslich seinen Weg kreuzen müsse. In den wenigen Minuten des Ueberganges von der Dämmerung zur Nacht wachte ein Schauer auf, wimmelte wie mit Ameisenfüßen durch den Park oder umfächelte wie ein Vampir mit den Hautschwingen eines fliegenden Hundes sekundenlang seinen geneigten Kopf. Ein kurzes Asthma befiel ihn, eine lächerliche Beschleunigung des Pulses. Es kam und ging; es irritierte nur flüchtig, wie etwas scheinbar Grauenhaftes, das sich bei schärferem Blick als ein nichtiger Spul erweist.

Er atmete tief auf und schritt langsam in den Garten zurück.

Die Abendglut war erloschen, und das schwarze, läppige Blau der Nacht umfing mit ungeheurer Beruhigung die Welt. Die Palmenkronen standen wie Pilgrim in Sternennacht. Nun aber, mit dem Verblaffen aller Geräusche, rührte sich das eigentliche Leben des Gartens. Schreckhaft stiegen da und dort vielfältige Schreie empor, bald in Pausen, bald atemlos wie eine Kette von Hilferufen, freischend und gebäpft, murrend oder als hohles Geheul. Unzählige Lungen fogen die Nachtluft ein und stießen sie wieder aus, gesättigt von den Lauten befreiter Brunst oder tierischer Trauer über gebrochene Triebe. In Hunderten von Räfgen hiebte es, tappte es raselnd umher. Der Gibbon steigerte seine Stimme zu einer einzigen Klangkurve, die wie eine Kaskade in eine Garbe von bellenden Schluchzönen zerplante. Die Kakas in ihrem Drahthaus schnatterten fassungslos, und als Gassan herzutrat, sah er ihre Silhouetten wie geschleuderte Bälle durcheinanderwirbeln. Der Grunster erzeugte an den erbaumungslosen Gitterstäben ein Geräusch, als werde ein Maschinengewehr entladen.

Er arbeitete stumm und wütend, wie ein Dämon der Vernichtung. Er mußte unsagbar leiden.

Und die blauen Sajatten quollen tiefer und tiefer auf, und in ihrem verzauberten Bezirk brodelte es von Lauten.

Der Himmel wurde zu einer samtenschwarzen Würde, die bedrückend tief über dem Garten hing, durch den hie und da leichte Phosphorsünken irzten. Die Sterne blinzelten klein und angstvoll. Auf einmal fuhr der Einsame zusammen; denn ganz in seiner Nähe brach ein schwerer, sonorer Orgelton aus, dessen brutale Wellen durch den Garten wüthete und dann mit einem geheimnigen Köcheln raselnd abschnappte, wie der jäh gestaute Schwall einer schwarzen Woge oder wie eine Last, die unter dem Reuchen ihres Trägers schwer zu Boden stürzt.

Danach hörte er nichts als das dumpfe Tappen schwerer Pranken, und die Silhouetten von vier großen Löwen zeichneten sich kaum sichtbar ab. Zuweilen sah er zwei schimmernde Löcher, in denen grünes Licht flog. Dann begann ein Grunzen, ein Schnarchen, als hocke eine Horde von Teufeln auf einem gepenslichten Blasebalg... Das Schnarchen steigerte sich zu einer Salbe von zischenden Halbtönen, und dann heulte der sonore Klang wiederum mächtig auf, ein riesiges Gestöh, das mit einem U begann und ein unreines A mit einem wüsten D verkuppelte, so elementar, daß im Bereich seiner Wirkung alle Pulse stockten.

Die Raubtiere waren in voller Brunst. Sie spielten das tappische Spiel ihrer Begattung und polterten gegen die Holzwände. Sie schnaperten und lauchten; sie warfen einander mit den Pranken zu Boden; sie verwütheten sich zu formlosen Anäueln, und zwischendurch hielten sie inne und erhoben ihren rohen Kraftgesang... Ein ganz junger Löwe sprach aus irgend einer Ecke heraus ein hohes, reines „Au“; er sprach es mit Rinderstimme; und in diesem leisen „Au“ lag der Keim desselben Gebrülls, das die Luft um ihn erzittern machte und sein kindliches Raubtierherz erregte... Und Gassan konnte sich nicht von seinem Standort trennen; er lauschte hingegenommen und begeistert. Irgendwie erinnerte er sich plötzlich wieder mit aller Macht der eigenen Vorjäger für diese Nacht. Er riß sich los und schritt besüßelt von hinten, bis er nach einigem Suchen das Ausgangportal des Gartens wiederfand. Er weckte den Wächter, der ihn herausließ, und bestieg die wartende Kalesche.

Mit kurzem Entschluß verlangte er nach Rena-House gefahren zu werden. Er gedachte dortselbst zu Abend zu essen, sich währenddessen in aller Ruhe für das Spätere vorzubereiten und dann in die Stadt zurückzukehren.

Der Bezirk der Laternen hatte aufgehört. Die Straße leuchtete schwach. In der Stelle des Sonnenuntergangs gab es noch eine geisterhafte Welle, mit keiner Farbe des Tages

verwandt. Ein kühlerer Nachtwind spazierte über die schwarzstrobenden Felder und rief ein mattes, einsilbiges Geräusch in den schweren Blättern der Lebbachbäume hervor.

Aber Gassan konnte sich nicht ganz dieser Stille anheimgeben, wie er es gezwungenermaßen unter anderen Umständen getan hätte. In seinem Hirn begatteten sich noch die Löwen. Und so, wie sie an ihre Käfigstrahlen gepoltet waren, so stieb erregtes Blut an die Schranken seines Schädelbalds, und jeder Herzschlag schwenkte neue läppige Bilder herzu und überlud seine Phantasie mit krausen, triebhaften Wünschen. Er geriet in ein stilles, wachsendes Fieber. Die unbestimmte Erwartung von etwas Kommendem ergriff ihn wiederum, als sei er im Begriff, in einen Bezirk einzutreten, in dem er nach innerstem Verliehen schalten könne: so recht aus dem Vollen heraus und als der starke Mann, der er war. Die Erinnerung an das unbehagliche Gefühl im Zwielicht kostete ihn nur noch eine kurze Verblüffung, die in dem breiten Wächeln, das er jetzt der Nacht zeigte, spurlos verschwand.

Er lauschte auf: verwunderlicherweise war er jetzt nicht der einzige mehr auf der breiten Straße. Hinter ihm sausten die schlanken Traber einiger Tilburys; das federnde Rollen einer zweiten Kalesche drang in den Bereich seines nach rückwärts laufenden Gehörs. „Es geht bunt zu in dieser Nacht,“ dachte er und wandte sich um. Wagenlaternen mit flaugelben Lichtregeln hüpfen hinter ihm drein, trüb zunächst in dem Staub, den er selbst erzeugte, und dann heller und gleichender. „Anscheinend bin ich nicht der einzige, der sich heute da draußen amüsieren will... um so besser; ich werde Gesellschaft haben.“ Aus irgendeinem Grunde kam ihm der Wunsch, nicht überholt zu werden, und er sagte zu dem Kutscher: „Fahre schnell, Sohn der Trägheit, zeige, daß meine Pferde gut sind...“ Und der Verderber, verständnislos und seiner Zornung abgeneigt, gebrauchte die Peitsche.

Die Gänge gerieten in Galopp. Gassan, in einer Stellung, als läge er auf einem Paradeesfel, stüßte dahin und erreute sich an dem gleichmäßig heftigeren Aufzug, der seine Wangen umstrich. Doch mit Kerger nahm er wahr, daß das Geräusch der Wegner ihm dicht auf den Hals blies, daß das Geräusch der Wegner ihm dicht auf den Hals blies, daß er wollte sich um keinen Preis den Spah verjagen, als erster bei dem Hotel anzulangen. Man schien jedoch hinter ihm erfasst zu haben, daß es einen Rekord gelte; er hörte kurze Rufe und erkannte auf einmal untrüglich, daß diese Rufe englisch waren. (Fortf. folgt.)

